



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wolle, die Hausthür inzwischen offen bleiben. Als er nach einer Weile zurückkam, sah ich am Ende des Korridors eine Gestalt, die eine Soutane trug. Der geistliche Herr, den ich nur wie einen Schatten gesehen hatte, verschwand, kam aber wieder und lud mich ein, einzutreten. In einem sehr behaglichen Parterrezimmer mit der Aussicht auf die Gärten saß Graf Egon. Auch er war im geistlichen Gewande, und vor ihm auf dem Tisch lagen allerhand alte Schwarten und Manuskripte. Der Herr in der Soutane, den ich im Gang gesehen hatte, war Vater Moyfius, und die menschenfreundliche Seele, der ich meine Rettung aus der Sündflut verdankte, der gute, dicke Joseph. Das Haar war ihm noch immer tief in die Stirn hineingewachsen und machte, daß er wie ein Kapuzineräffchen aussah. Alle drei schienen glücklich und zufrieden zu sein und sahen wohlgenährt und behäbig aus. Den frühen Tod des Kardinals konnte ich mit ihnen nur aufrichtigst beklagen; daß es dem inzwischen verheirateten Fürsten Viktor und dessen Tante gut ging, wußte ich, auch daß der Prior und die Äbtissin nicht mehr da waren. Es blieb mir nur noch übrig, nach Hassan zu fragen. Wiß und gute Laune hatte ich früher an dem Grafen Egon nicht gekannt. Er stand auf und holte aus einem der ringsherumstehenden Bibliotheksschränke ein Buch, dessen etwas wie Milchkafee gefärbten Rücken ich mir betrachten mußte. Aller zeh'n Monate eins oder zwei von der Farbe, sagte er, und die beiden Herren wollten sich vor Lachen ausschütten. Bozenka? fragte ich, um ganz sicher zu geh'n.

Nun freilich, Bozenka, die ganz dick und rund geworden ist.

Und was sagt denn Joseph dazu?

Der vertritt uns, wenn wir bei den kaffeefarbenen Kindern Pate stehn.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neues Buch über Rußland. Die Aufsätze über Rußland, die Ernst von der Brüggen in den Grenzboten veröffentlicht hat, waren Teile einer größern Arbeit, die jetzt unter dem Titel: Das heutige Rußland, Kulturstudien von E. v. d. B. bei Veit & Co. in Leipzig erschienen ist. Wir würden gewünscht haben, daß der Verfasser noch einige weitere Abschnitte seines Werkes in den Grenzboten hätte abdrucken lassen, z. B. die Schilderung des materiellen Glends des Bauern S. 122 ff., seines geistigen Glends S. 133 ff., seine Charakteristik auf S. 151, wenn nicht zu fürchten gewesen wäre, daß dann mancher Leser auf die Anschaffung des Buches verzichtet hätte, weil er den Hauptinhalt zu kennen glaubte. Bei dem gewaltigen Einfluß aber, den die Zustände des Nachbarreichs auf unsre eignen Geschicke üben, müssen wir wünschen, daß das Buch die weiteste Verbreitung finde und von möglichst vielen Deutschen ganz gelesen werde.

Über Rußland ist in den letzten Jahren von Russen und Nichtrussen so viel geschrieben worden, und die Schilderungen und Urteile aller Beobachter und Berichterstatter, auch die der Zeitungen aller Parteien, stimmen so vollkommen miteinander überein, daß wir uns vom heutigen Rußland ein ganz klares Bild machen können, an dessen Treue und Zuverlässigkeit wir nicht zu zweifeln brauchen. Bei von der Brüggen finden wir dieses Bild fertig und vollständig, bis in die kleinsten Einzelheiten von Meisterhand und mit einer Wärme und lebhaften Farbengebung gemalt, zu der nur die persönliche Anschauung befähigen konnte. Wir versuchen, die Hauptergebnisse seiner Forschungen in wenig Sätzen zusammenzufassen. Das russische Volk hat weder eigne Kultur zu schaffen noch sich die von Westen eingeführte anzueignen vermocht. Es vegetiert in materiellem Glend, in tiefer Un-

wissenheit und in einem Zustande sittlicher Verwilderung, der mit dem Elend zusammen Fäulnis erzeugt und die Existenz des Volkes bedroht; die frühere starke Bevölkerungszunahme stockt. Es fehlt dem Russen nicht an guten Anlagen, aber seine Willensschwäche und die äußern Umstände hindern ihn, sie zu entfalten und davon Gebrauch zu machen. Unter den äußern Umständen ist der schlimmste eine Regierung, die im Streben nach äußerer Macht und äußerem Glanze, statt dem Volke bei seinem vielfach erwachten Kulturstreben behilflich zu sein, dieses unterdrückt und die Unterthanen durch unvernünftige Steuern bis zur Entziehung der notwendigsten Nahrungsmittel ausplündert, um diesen Raub nebst den in Frankreich zusammengeborgten Geldern auf Kriegsheer und Flotte, auf Eroberungen und auf eine Kolonisation zu verwenden, die möglicherweise den Chinesen, den Japanern, den Amerikanern und allen unternehmenden europäischen Nationen, aber nimmermehr den Russen zu gute kommen werden. Mit dieser widersinnigen Politik, die jetzt in Wittes Finanzkünsten *va banque* spielt, hat sich in den letzten Jahrzehnten ein nicht weniger widersinniger Nationalismus und Orthodoxismus verbündet. Die Regierung baut Kirchen und stattet Geistliche mit guten Pfründen aus, um in den Grenzprovinzen Katholiken, Protestanten und Buddhisten zu bekehren, läßt dafür aber im Innern Rußlands die Popen der orthodoxen Kirche verklumpen und hat kein Geld für Schulen und Volksschullehrer. Alle Reime und alle blühenden Pflanzstätten geistigen Lebens bei den russischen Sektierern, im protestantischen Finnland und Baltenland vernichtet sie. Die in der kurzen Periode der Reformen eingeführte Selbstverwaltung der Landschaften wird wieder unterdrückt zu Gunsten des Tschin, der bestechlichen und faulen Bureaukratie, die Auflehnung gegen ihre Willkürherrschaft und ihr unbequeme provinzielle Verschiedenheiten nicht duldet. Ruft der gute Wille des Volks oder Einzelner irgendwo auf irgend einem Gebiete, z. B. auf dem der Volksbildung, nützliche Einrichtungen hervor, so werden diese nicht etwa vom Beamtentum auch in andern Gegenden eingeführt, sondern als Störungen der bequemen Uniformität schleunigst unterdrückt. Die schier unlösbaren Schwierigkeiten einer Reform auch in dem Falle, daß der gute Wille dazu oben vorhanden wäre, werden im Schlußkapitel: „Verfassungsfragen“ erörtert, und im Vorwort wird bemerkt, wir Deutschen hegten nur freundliche Wünsche für Rußland: der deutsche Industrielle wünsche den großen Nachbar kaufkräftig, der deutsche Agrarier wünsche, daß sich der russische Bauer satt esse, statt sein Korn über die Grenze zu schicken, aber die Lage Rußlands sei nicht derart, daß wir uns Erfüllung dieser Wünsche versprechen dürften.

Ein ausgezeichnete Balte. Graf Alexander Keyserling ist der gelehrten Welt namentlich als Geognost und Paläontologe, sowie als geistvoller, bahnbrechender Forscher auf dem Gebiete der Pflanzenkunde und der Zoologie bekannt. Eine „Lebensskizze“, von seinem inzwischen verstorbenen Sohne Grafen Leo Keyserling verfaßt und nebst einzelnen Tagebuchblättern im Jahre 1894 bei Cotta erschienen, hatte in großen Zügen mit den Lebensschicksalen und Leistungen des außergewöhnlich begabten Mannes auch die bekannt gemacht, die den vom Grafen Alexander geförderten besondern Wissenszweigen ferner standen. Das vor kurzem im Verlage von Georg Reimer, Berlin, erschienene, von der Tochter aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellte ausgeführtere „Lebensbild“*) vervollständigt in erfreulicher Weise die Skizze des Sohnes: es ist in jeder Beziehung ein empfehlenswertes und ausgezeichnetes Buch.

Zu der edeln und wahrhaft vornehmen Gestalt, die uns Frau von Taubens Buch zeigt, konnte sie freilich nichts hinzuthun, und eines belebenden oder gar ver-

*) Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Frau Helene von Taube von der Iffn. Zwei Bände mit zwei Porträts und fünf Abbildungen. Berlin, Georg Reimer, 1902.

edelnden Zusatzes bedurfte es auch in der That nicht. Denn ihr Vater ist ein edler, feiner, gewissenhafter und geistig bedeutender Mann gewesen, der sich nur zu zeigen braucht, wie er ist, damit man ihn schätzt und verehrt und sich an seiner Weisheit und seinem Beispiel aufrichtet und erbaut. Aber bei der Zusammenstellung der Mosaikbruchstücke, aus denen ein solches „Lebensbild“ besteht, sind doch auch selbständige Beiträge nötig, die mitunter mehr als man glaubt für den Eindruck des Ganzen von Bedeutung sind. Da kann man denn die lesende Welt nur beglückwünschen, daß sich eine Frau, die es auf den am schwersten zugänglichen Gebieten menschlichen Wissens und Urteils mit so manchem hochgebildeten Mann aufnehmen kann, der an sich nicht leichten, aber ihrem liebenden und verehrenden Tochterherzen willkommen gewesen Arbeit einer solchen Zusammenstellung unterzogen hat.

Es ist auf diese Weise ein Buch entstanden, wie man es homogener, korrekter, wohlthuerender und befriedigender nicht wünschen kann. In den baltischen Provinzen wird es so leicht in keinem Gelehrtenzimmer, in keiner Gutsbibliothek fehlen dürfen, aber auch für uns in Deutschland ist es von allgemeinem und man möchte sagen dramatischem Interesse. Das hat seinen Grund einmal darin, daß Graf Alexander mit vielen seiner geistreichsten und bedeutendsten Zeitgenossen in regem und zum Teil intimem geselligem oder schriftlichem Verkehr stand. Ich nenne unter den allgemein bekannten nur die Großfürstin Helene und unsern großen Bismarck, von Gelehrten Sir Roderik Murchison, Edouard de Verneuil, Alexander von Humboldt, A. E. von Baer, Dr. Ludwig Strümpell, Professor Theodor Schiemann, Dr. Georg von Seidlitz; von Leuten aus der großen Welt Carmen Sylva, Baronin Editha von Raden, Fürst Alexander Suworow, Geheimrat Drreus. Andererseits ist die Art, wie das Ruffentum, dieser Koloss, der bisher im Schlafe des Werdens gelegen hatte aber immer mehr zum Bewußtsein seiner Kräfte und Aufgaben erwachte, den jungen Mann an sich gezogen, bald gefördert und verwöhnt, bald von sich gestoßen und zurückgesetzt, ihn endlich aber durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände um den freundlichen, friedlichen letzten Ausblick in die Zukunft gebracht hat, mit dem Moses für seine Pflichttreue noch unmittelbar vor seinem Tode belohnt worden war, ein im höchsten Sinne tragischer Vorgang, dessen Schilderung etwas tiefschmerzliches, bis ins Innerste rührendes hat.

Die Keyserlings, obwohl ursprünglich aus Westfalen stammend, waren schon im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert in Livland und Kurland angefahren. Auch das von der Mutter des Grafen Alexander als Mitgift zugebrachte Kabilen, wo er am 15. August 1815 geboren wurde, war ein kurländisches Gut, und wenn auch einzelne Mitglieder der Familie durch den Besitz von Gütern sowohl in Rußland wie in Preußen, wie der technische Ausdruck lautet, „gemischte Unterthanen, sujets mixtes“ waren, so ist der uns hier beschäftigende Graf Alexander Keyserling bis zu seinem Tode nur kaiserlich russischer Staatsunterthan gewesen, und seine unermüdblichen, erfolgreichen Leistungen in den verschiedensten von ihm bekleideten ehrenvollen Ämtern sind ausschließlich seiner russischen Heimat zu gute gekommen.

Die Familientraditionen und die Erziehungsweise waren freilich, wie in vielen andern baltischen Adelsfamilien, auch bei den Keyserlings zum großen Teil deutsch. Vielleicht erinnert sich der Leser, erfahren zu haben, daß sowohl Kant als dessen Nachfolger an der Königsberger Universität, Prof. Chr. F. Kraus, in der Keyserlingschen Familie längere Jahre als Hauslehrer gelebt hatten. So war auch die Universität, die Graf Alexander besuchte, eine deutsche: er studierte in Berlin, und während dieser Studienzeit wurde auch der Grund zu der treuen Freundschaft gelegt, die ihn bis an sein Ende mit unserm großen Kanzler verband.

Der Bericht über eine im Jahre 1835 von dem damals zwanzigjährigen Studenten in Gesellschaft zweier Gefährten, des später als Zoologe bekannt gewordenen Professors F. H. Blasius und eines Herrn Hartlaub in das Karpatengebirge, namentlich bis in dessen Zentralstock, die Tatra, hinein unternommene wissenschaftliche Exkursion ist in jeder Beziehung lesenswert: wegen der primitiven

Zustände, die noch vor siebenzig Jahren in diesen Gegenden herrschten, wegen der Energie und der Anspruchlosigkeit, mit der sich die Reisenden ihnen anbequem hatten oder ihrer Herr geworden waren, und wegen der erstaunlich reichen wissenschaftlichen Ausbeute, die man gehabt hatte, und für deren gebührendes Bekanntwerden sich sofort Männer wie Professor Lichtenstein, Karl Ritter, Alexander von Humboldt, Leopold von Buch interessierten. Auch der Übergang über die Alpen aus dem Martellthal, ein Paß, der heutzutage zu den vielbetretenen Touristenbahnen gehört, und mit dem es Keyserling im Jahre 1836 versuchte, war damals der wissenschaftlichen Welt noch so fremd, daß die Schilderung seines Befundes, wie er sie auf Leopold von Buchs Veranlassung verfaßte, im neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geographie, Geologie und Petrefaktenkunde, Jahrgang 1837, abgedruckt wurde.

Eine Forschungsreise, die der Graf mit dem Botaniker Dr. Grisebach in die Balkanländer, nach Makedonien und Illyrien vorgehabt hatte, war nicht zustande gekommen. In Goldingen, wohin sich seine Eltern von Kabilen aus zurückgezogen hatten, und wo er sich während der ersten Monate des Jahres 1840 aufgehalten hatte, wurde ihm von dem Baron Alexander von Meyendorff der Vorschlag gemacht, sich an einer geognostischen Exploration zu beteiligen, durch die unter den Auspizien der russischen Regierung und mit ihrer Beihilfe für einen Teil des russischen Reichs Ermittlungen angestellt werden sollten über die Ausdehnung und Ertragsfähigkeit vorhandener oder noch vermutheter Steinkohlenlager. Keyserling erklärte sich zur Theilnahme bereit. Zwei ausländische Autoritäten, der spätere Sir Roderick Murchison, damals noch Mr. Murchison und der als Geognost bekannte Edouard de Verneuil, hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Die Reise, deren Ergebnisse, namentlich was die Umgebung von Tula und Kaluga, sowie von Drel und von Tschugujef, dem Hauptort der Militärkolonien, anlangte, den Wünschen und Hoffnungen des kaiserlichen Finanzministeriums entsprachen, hatte den für die spätern Lebensschicksale des Grafen bedeutsamen Nebenerfolg, daß er im Hause des hochbegabten und einflußreichen Finanzministers Georg Grafen Cancrin bekannt wurde und sich Anfang 1844 mit dessen ältester Tochter Zeneide verheiratete.

Diese Verbindung, der ein Sohn und zwei Töchter entsprossen, hat zwar in der großen Hauptsache sein Lebensglück begründet, scheint ihn aber doch, soweit das kurzfristige menschliche Auge nicht zur Verwirklichung gekommene Eventualitäten erkennen kann, behindert zu haben, dem höchsten ihm durch seine Begabung gesteckten Ziele zuzustreben und sich als bahnbrechender Naturforscher allerersten Ranges, namentlich aber als klassifizirender Systematiker mit immer wachsendem Erfolge und immer zunehmender Autorität zu bethätigen. Daß er die Befähigung dazu hatte, darin stimmt das auf uns gekommene Zeugnis der maßgebendsten unter seinen Zeitgenossen überein.

Seine Gemahlin hatte ihm das esthländische Gut Raiküll südlich von Reval und zwei benachbarte kleinere litwändische Güter, darunter das Holzgut Rönno, das der Sohn, Graf Leo, später übernahm und bewohnte, als Mitgift zugebracht. Es handelte sich für ihn darum, den, wie es scheint, durch rücksichtslose Ausbeutung der Vorbesitzer oder durch die Ungunst der Zeiten etwas heruntergekommenen Besitz, auf den man natürlich wegen der Einkünfte angewiesen war, durch weise, zeitgemäße Vorkehrungen in die Höhe zu bringen. Unter ihnen stand die Ersetzung des seitherigen Fronverhältnisses durch freie Pachtverträge in erster Reihe.

Bei der Schwierigkeit, die es gehabt haben würde, sich in einem so entscheidenden Augenblicke durch einen Fremden vertreten zu lassen, war es die Notwendigkeit, mit dem Auge des Herrn selbst nach dem Rechten zu sehen, die den Grafen an die Scholle fesselte und einen guten Teil seiner Zeit in Anspruch nahm, obwohl sie ihn andererseits nicht hinderte, in den verschiedensten ständischen und staatlichen Ämtern, namentlich als Ritterschaftshauptmann, Landeshauptmann, Landrichter, Rurator der Universität Dorpat Hervorragendes zu leisten. Dabei leitete er die Erziehung seiner Kinder, erteilte ihnen vielfach selbst Unterricht, war schriftstellerisch thätig,

beschäftigte sich mit Entomologie, Botanik und Gartenbau, pflegte seine schöne Anlage zur Musik und verfaß zeitweise das aus Verehrung für die Großfürstin Helene übernommene Vertrauensamt, sie und ihre Töchter auf Auslandsreisen zu begleiten.

Sein wesentlicher Wohnsitz blieb Raiküll, das er verschönerte, und dessen Bauerngemeinde er allmählich aus den bedrückenden Verhältnissen, in denen die Leute lebten, in glücklichere und menschenwürdigere hob. Krankheit und Tod waren es, die seine Umgebung unachtsam heimsuchten und ihm so die schwersten Schläge versetzten. Sie beraubten ihn seiner Eltern, seiner innigst geliebten jüngern Tochter, seiner Gattin, seiner sämtlichen Geschwister (es waren neun gewesen) und vieler anderer, die ihm, wie namentlich seine Schwiegereltern und die geistvolle Editha von Rahden, besonders nahe gestanden hatten. Sein Sohn, der durch fortgesetzte Kränklichkeit gezwungen gewesen war, die gewählte ihm wegen der sitzenden Lebensweise nicht zusagende Karriere eines Geschichtsforschers aufzugeben, hatte sich verheiratet und lebte in dem benachbarten Rönno, auch seine Tochter, mit dem Freiherrn Otto von Taube von der Tissen vermählt, lebte ganz in seiner Nähe auf dem ihren Schwiegereltern gehörenden, von ihrem Gatten bewirtschafteten Gute Serwakant.

An die Enkel, namentlich an die beiden Enkelöhne Otto junior Taube und Hermann Reyslerling hatte sich der alte Herr mit besondrer Liebe und Herzlichkeit angegeschlossen, und er würde einem schönen friedlichen Lebensabende entgegengegangen sein, wenn sich nicht am Horizont der baltischen Provinzen das unheimliche Gewölk der in den höhern Regionen mehr und mehr zur Geltung kommenden staatlichen und kirchlichen Rivellierungstendenzen immer bedrohlicher aufgetürmt hätte.

Graf Reyslerling hat die zu verschiednen Zeiten aus diesem Anlaß gegen ihn angesponnenen Intriguen in seiner Korrespondenz wie in seinem Tagebuche kaum berührt, oder seine Tochter hat doch die darauf bezüglichen Stellen absichtlich gestrichen. Es würde sich deshalb für den abseits stehenden Referenten kaum schiden, wenn er nun selbst auskramen wollte, was ihm darüber seinerzeit bekannt geworden ist. Nur das eine soll hier erwähnt werden, daß nach dem Urteil wohlinformierter Hofleute die Günst, deren sich Graf Alexander allerhöchsten Orts, man möchte sagen, sporadisch zu erfreuen hatte, für etwas ganz Außergewöhnliches galt, und daß man sie für einen Anhaltspunkt ansah, den ungenutzt zu lassen, wie es von der Seite Reyslerlings geschehen war, für einen Beweis geradezu unglaublicher Uneigennützigkeit galt. Als ich viel später einmal der auch hier im Buche berichteten Zuziehung Reyslerlings und des Fürsten Suworow zur kaiserlichen Familientafel, unter den gegebenen Umständen in der That eines halben Wunders, einem russischen General gegenüber erwähnte, schloß dieser die Augen und sagte mit matter Stimme: an so etwas könne er nicht denken, ohne daß es ihm schwindlig im Kopf werde: *je n'y pense pas, cela me donne le vertige*. War es die schwindelnde Höhe oder der schwindelnde Abgrund, den sich der General vergegenwärtigte? Ich weiß es nicht, aber der bange, bedenkliche Gesichtsausdruck, mit dem er sprach, steht mir noch heute vor Augen.

Einmal, zur Zeit der sogenannten Macherschen Unruhen, war es Reyslerling allerdings gelungen, die sich für die baltischen Provinzen schon nahenden durchgreifenden Repressivmaßregeln, zu denen man den Kaiser zu überreden gewußt hatte, abzuwenden; später gelang ihm eine solche Vermittlung nicht wieder. Sein Rücktritt, über dessen Motive niemand im unklaren war, von der Stelle eines Universitätskurators, wurde genehmigt, und wenn er auch für seine Person völlig wieder zu Gnaden aufgenommen worden ist, mit einem großen Teile der den baltischen Provinzen bisher gelassenen Selbstverwaltung und mit der von der Staatskirche den Anhängern des evangelischen Glaubensbekenntnisses gegenüber geübten weitherzigen Toleranz war es vorbei.

Das fühlte auch der Graf, und, man mag nun über die heutigestags von der russischen Regierung wegen ihrer den baltischen Provinzen gegenüber befolgten

Grundsätze denken, wie man will, daß es so war, ist ihm gerade in den letzten Jahren seines Lebens, wo öfteres Alleinsein seine Empfindlichkeit in solchen Dingen gesteigert hatte, überaus schmerzlich gewesen. Es war das, was ihm immer von neuem Kummer, Unruhe und Besorgnis verursachte, während er für die Kalamitäten des Privatlebens sein Herz mit dreifachem Erz zu panzern verstanden hatte.

Der Schwiegersohn hatte das durch den Tod seines Vaters in sein und seiner Mutter Eigentum übergegangne Gut Serwaktant verkauft, um im Auslande zu leben und die Kinder irgendwo in deutschen Landen mit mehr Vertrauen in die Zukunft neu anzusiedeln: es stand dem alten Herrn deshalb in nicht zu ferner Zeit eine Trennung von der von ihm so innig geliebten Tochter bevor, während sich Graf Leo, obwohl auch er über die Zukunft der baltischen Provinzen beunruhigt war, fürs erste noch als Friedensrichter und praktischer Land- und Forstwirt den heimischen Angelegenheiten mit Eifer und Erfolg widmete.

Graf Keyserling ist vor einem so langen, schmerzreichen Siechtum, wie es seine Gattin mit heroischer Standhaftigkeit ertragen hatte, verschont geblieben. Eine ursprünglich in Form eines bössartigen Nesselfriesels auf der linken Stirnseite und am linken Schädel zu Tage getretene ernste Erkrankung, bei der es zu einer innern Blutung gekommen zu sein scheint, raffte den etwas mehr als fünfundsiebzigjährigen aber für sein Alter noch rüstigen Mann so rasch und unerwartet dahin, daß keines seiner Kinder rechtzeitig benachrichtigt werden konnte. Nur die Taubischen Enkelkinder mit ihrem Hauslehrer waren anwesend. Aber das Ende war, wie der ganze Lebenslauf des Grafen, gottergeben und friedlich.

Von dem eigentlichen Zauber des Buchs, der in der außergewöhnlich vornehmen und hochherzigen Gesinnung und Denkungsweise des Verstorbenen liegt, kann dieser kurze Abriss freilich keine Vorstellung geben. Aber er wird dem Leser doch wenigstens im allgemeinen andeuten, welchen außergewöhnlichen Genuß er zu erwarten hat, und ihm hoffentlich den Wunsch nahe legen, sich selbst eingehend mit einem Werke bekannt zu machen, das zu den schönsten und edelsten Blüten unsrer deutschen Memoirenlitteratur gehören dürfte.

Ein Heldenbuch.*) Ein schlichter, aber entschlossener deutscher Mann, der seine Jünglings- und Mannesjahre in Südafrika vom Ackerknecht bis zu einer hervorragenden militärischen Stellung durchlebt, nein durchkämpft hat, erzählt hier seine Lebensgeschichte, die in eigentümlicher Weise eng verbunden ist mit der tragischen Geschichte der Südafrikanischen Republik. Gerade weil der Held und Erzähler des Buches sich von unten heraufgedient hat und von den Grenzkämpfen mit Zulu und Baffern langsam in den Mittelpunkt der Geschichte des Freistaats gerückt ist, wo er endlich in dem letzten Kriege gegen England mit an erster Stelle stand, ist das Buch ein viel lehrreicherer Beitrag zu der neuern und der jüngsten Geschichte Südafrikas als manche von den Kriegserinnerungen, mit denen wir jetzt überschwemmt werden. Denn hier sehen wir die Gegensätze zwischen Engländern und Buren in beschränktem Bezirk sich schärfen und einander immer näher rücken, und wir erhalten ganz besonders einen auch in rein menschlicher Beziehung fesselnden Einblick in die Eingebornenpolitik der beiden Völker, deren Grundverschiedenheit soviel dazu beigetragen hat, daß zuletzt die Entscheidungskämpfe unvermeidlich geworden waren. Zwischen beiden stehend, beurteilt er sie von Person zu Person und von Ereignis zu Ereignis, fällt kaum irgendwo ein Gesamturteil, läßt vielmehr uns selbst die Summe seiner Erfahrungen ziehen, die, wie zu erwarten ist, für beide Seiten nicht die Meinungen der Verehrer und der Hasser rechtfertigen. Ich lege indeß, wenn ich das Buch

*) Dreißig Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika von Oberst Schiel. Ein starker Band mit 26 Separatbildern, einer Karte und einem Schlachtplan. Leipzig, F. A. Brochhaus, 1902.

empfehle, nicht auf diese belehrende Seite das Hauptgewicht, sondern auf die Freude, die jedem Leser von gesundem Sinn die Bekanntschaft mit dem Obersten selbst und manchen seiner Freunde und seiner Feinde gewähren wird. Diese Männer von kaltem Blut und warmem Gemüt, die wenig Worte machen, aber in der Regel eine gegebne Lage mit ihrem unverbildeten Verstand treffend beurteilen, die fast noch rascher zu handeln als zu denken wissen und in der Regel fast instinktiv das Richtige thun, ob es sich um einen zerbrochnen Wagen oder um eine verfahrne Staatsaktion handelt, erquickten uns. Einige davon sind Deutsche, andre sind Buren, auch tüchtige Engländer lernen wir kennen, wenn auch im allgemeinen kein günstiges Licht auf die englische Politik und ihre Vertreter in Südafrika, die Diplomaten, Missionare und Soldaten, fällt. Volle Gerechtigkeit läßt Schiel der Mission zu teil werden, im Gegensatz zu so manchen „aufgeklärten“ Landsleuten. Endlich ist auch seine Beurteilung der Farbigen maßvoll, billig; auch in ihnen zollt er dem in höchst ungleichen Kämpfen bewährten Heldennut bereitwillig den Zoll einer sozusagen mitempfindenden Bewunderung. Die Sprache des Buches ist die klare, einfache Sprache der Männer, die von ihren Handlungen zu erzählen haben. Die Illustrationen sind erwünscht, soweit sie nach Photographie Landschaft oder Personen darstellen, die komponierten Vollbilder sind von geringerem Wert. Dankenswert ist die Karte und ganz vortrefflich das Register.

Adolf Schiel verließ 1878 Deutschland, wo er Offizier gewesen war, diente in Natal ein Jahr bei einem Farmer und zog 1880 nach Transvaal, um mit äußerst geringen Mitteln „selbst anzufangen“; hier wurde er 1881 als Grenzleutnant und Sekretär des Eingebornenkommissars Ferreira angestellt. In Ferreira, der den Hauptanteil an dem Sieg von Majuba (27. Februar 1881) gehabt hatte, lernte er den besten Typus des Buren kennen: Hüne von Gestalt, ausgezeichnete Reiter, mutig wie ein Löwe, von seltner Geistesgegenwart und dabei ein liebenswürdiger Kamerad. Von Ferreira hat Schiel die Führung der Eingebornenpolitik gelernt; er ist später an der Matabelegrenze selbst Eingebornenkommissar geworden, und die Erfolge, die er dort unter den schwierigsten Verhältnissen erzielte, bahnten ihm den Weg zu höhern Aufgaben. Dort kam er mit einem noch öfter genannten Buren von ganz anderm Typus, mit General Zoubert, in Berührung, der dann für Jahre sein Vorgesetzter wurde.

Zoubert war ein schwerfälliger Mann von entsprechendem Phlegma, Neuerungen, besonders auf militärischem Gebiet, abhold, raschem, zielbewußtem Denken und Handeln gleich abgeneigt, vorsichtiger als sich für einen Offizier ziemt, dabei aber schlau und durch Ruhe und Geduld manches erreichend. Daß er zu den wenigen angesehenen Buren gehörte, die nach der englischen Annexion von 1877 den Engländern gegenüber mit Ruhe und Würde ablehnend blieben, war eins seiner passiven Verdienste, aber sein Anteil an den Siegen von 1881 wurde ihm verhängnisvoll, denn er sog daraus die Überhebung, die die militärischen Machtmittel der Republik schwach, die Armee in Unordnung erhielt. Im allgemeinen stimmt Schiels Urteil die übertriebne Schätzung des Burencharakters weit herunter; Helden wie Ferreira oder Henning Pretorius ragten aus der Menge hervor, die sehr viel beschränkte, empfindliche, den Staatszwecken und besonders jeder Disziplin egoistisch widerstrebende, in Gefahren unzuverlässige Elemente umschloß. Besonders seine Schilderung des Ausmarsches und der ersten Kämpfe im Spätjahr 1899 bringt sehr unerfreuliche Thatsachen; freilich ist auch nichts darunter, was nicht in den Kriegserinnerungen von Dewet u. a. seine Bestätigung fände. Seine früheren Ergebnisse unter den Buren haben manchmal recht humoristische Züge, die sich freilich heute ausnahmslos tragisch von dem dunkeln Hintergrunde des Untergangs der Burenfreistaaten abheben. Die Geschichte von dem Burenhospital an der Kaffergrenze, wo „Tante“ Zoubert an den Verwundeten herumdoxert und Zoubert dem Erzähler, der sich über die Mißstände beschwert, unter denen das Lazarett litt, einen Vortrag über die Heilkraft frischen Ziegenmists hält, worauf jener „dem Doktor

einen allerdings kürzern, aber viel energischer über seine Schlappheit hält, sich von ein paar alten Frauen schulmeister zu lassen," oder der Verlust einer Kanone in demselben Kaffernkrieg durch die Feigheit der Truppenführer gehören ganz entschieden mit in eine Vorgeschichte des Krieges von 1899 bis 1901. Schiel ist kein Engländerfeind, aber seine Urteile über das Verhalten Englands und der Engländer in Südafrika fallen mit wenig Ausnahmen ungünstig aus, wobei als hervorstechendere Charakterzüge rücksichtsloses Verfahren mit den Rechten anderer, Heuchelei und krasse Unwissenheit hervortreten. Das sind vor allem die Merkmale ihrer Eingebornenpolitik, deren Früchte ihnen selbst schon längst höchst unschmackhaft vorkommen, und nicht minder auch ihrer Burenpolitik. So wie wir in der einfachen Erzählung dieses Buches im Kleinen und zuletzt im großen ihr Auftreten verfolgen können, erscheint uns die Katastrophe, der die Unabhängigkeit der Buren zum Opfer fiel, auch schon darum unvermeidlich, weil Englands Staatsmänner, Offiziere und Missionare Treu und Glauben selbst bei den Eingebornen verloren hatten, und den Wettbewerb mit den Ausländern in einer in Wirtschaft und Kultur aufblühenden Burenkonföderation, die im freien Verkehr mit der ganzen Welt stand, nicht mehr wagen konnten. Nicht weil die Engländer 1881 und schon vorher in den Basuto- und Zulukriegen ihre militärische Geltung verloren hatten, sondern weil sie auch ihr allgemeines politisches und Kulturübergewicht bedroht sahen, mußten Transvaal und Oranjesfreistaat erdrückt werden, und zwar noch ehe Ausländer von dem Schlage Schiels die trüg und rückständig gewordne Burenbevölkerung aufgerüttelt und organisiert hatten. Da wir keinen Auszug aus dem Schielschen Buche geben wollen, möchten wir die Grenzbotenleser nur noch auf zwei Abschnitte hinweisen: auf den Einmarsch in Natal und den Kampf bei Gladslaagte, wo Schiel schwer verwundet wurde, und auf die Erzählung seiner Gefangennehmung und Gefangenschaft, die reich ist an interessanten Menschen- und Zustandsschilderungen. Gerade zur Kenntnis englischen Charakters und englischer militärischer Einrichtungen und Auffassungen sind die humorvollen Kapitel über das Gefangenenleben auf der „Penelope," bei Simonstown und auf Helena noch sehr ergiebig.

† *

Buschens Graf Bismarck und seine Leute. Es ist bekannt, in wie intimen freundschaftlichem Verkehr der baltische Gelehrte und Staatsmann Graf Alexander von Meyserling bis zu seinem im Jahre 1891 erfolgten Tode mit unserm großen Kanzler Bismarck gestanden hat. Im zweiten Bande des von uns heute besprochenen „Lebensbildes" giebt Graf Meyserling Seite 193 der bekannten geistvollen Hofdame der Großfürstin Helene, Baronin Editha von Rahden gegenüber sein Urteil über Buschens „Bismarck und seine Leute" ab. Er sagt in einem Briefe vom 14. August 1879:

Dieses Mal schreibe ich Ihnen, meine liebe Baronin, zunächst, um Ihnen für die Lectüre des Buchs über „Bismarck und seine Leute" von Busch zu danken. Nach den Essenzen, die davon in die Zeitungen hinein destilliert werden, und nach den vergnüglichen Bosheiten, die Walbert mit gewohnter Meisterschaft daraus gemacht, hatte ich mein Urteil dem Dufte dieser Präparate angepaßt und finde nun, daß es unrichtig gewesen. Wie die Photographien von Kunstwerken mehr Werth haben, trotz der schroffen Kleckse, als heruntergemilderte Lithographien und Zeichnungen, so erregt auch das Buch von Busch mehr Wohlgefallen als viele anspruchsvolle Schilderungen. Man hat die Wahrheit vor sich, wenn auch nicht die ganze, und das erfreut, schon weil es so selten ist. Die Schreibart ist klar, kurz und markig. Nur das Eine fand ich nicht, und zum großen Lobe des Buches, jene Indiscretionen, über welche leeres Geschrei gemacht worden. Wenn der arme Abeken nach Kräften zum Narren gemacht wird, so findet das seine Entschuldigung nicht nur in der jalousie de métier, sondern auch in dem Umstande, daß dieser gefeierte Staatschriftensfertiger von Bismarck selbst und seinen Leuten zur Erheiterung der Welt förmlich geweiht worden ist. Soweit mein Zeugnis reicht, will ich es nicht zurückhalten und

aussprechen, daß man den lebhaftigen Bismarck in der Schrift des Dr. Busch immer wieder finden wird oder wieder finden kann. —

Und an seinen Freund den Baron von Mexküll schreibt Graf Keyserling drei Tage später, am 17. August 1879 (Seite 195, Band II):

Die Baronin Rahden hat meiner Tochter zur Lectüre während der Genesung das Buch von Busch über Bismarck zugeschickt. . . . Inzwischen habe ich es durchgelesen und freue mich, damit ein sehr unbegründetes Urteil losgeworden zu sein. Ich halte das Buch für eine werthvolle und seltene Erscheinung. Es ist nicht gleich den litterarisch faconnierten französischen Memoiren, aber es ist wahr wie eine fleckige Photographie, und das erfreut inmitten der vielen Verlogenheit. Man hat ja den lebhaftigen Bismarck vor sich, wenn auch nichts von seinen unter der Meeresfläche verborgenen etwaigen Vorausberechnungen und verwegenen Combinationen, von denen andere nicht viel wissen können, da er selbst so wenig davon weiß. Kurz, ich rathe Ihnen sehr, sich das Buch einst in extenso vorlesen zu lassen, da es sich nach dem Dufte, den die Zeitungen daraus gezogen haben, und nach den vergnüglichen Bosheiten Walberts in der Revue des deux mondes schwerlich beurteilen läßt. —

Nachdem noch ganz vor kurzem zwei unsrer deutschen Gelehrten, Herr Professor Kofl und Herr Professor Lorenz, das Busch'sche Werk schmähen zu dürfen geglaubt haben, scheint es billig, mit ihrem Urteil das eines Mannes zu vergleichen, der ihnen gegenüber nicht bloß die Autorität des gleichfalls als „gewissenhaft und objektiv“ bekannten Forschers, sondern auch die „des ältesten und intimsten Freundes“ Bismarcks in die Waagschale werfen konnte, denn als solchen bezeichnet ihn der Reichskanzler selbst in seinem an den Schwiegersohn des Verstorbenen gerichteten Beileidstelegramme. (Band II des Lebensbildes, Anhang, Seite 655.)

Litteratur

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Vollständig neu bearbeitet von Professor Dr. Alfred Baldamus. 21. Auflage. Erster Band: Altertum, XIV und 610 S. Zweiter Band: Mittelalter, XX und 786 S. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1902

Der wohlbekannte, weitverbreitete „zweibändige Weber“ erscheint hier in völlig neuer Gestalt, auf vier Bände erweitert, völlig umgearbeitet und durch zahlreiche ganz neue Abschnitte vermehrt, also als ein fast neues Werk. Die Redaktion des Ganzen liegt in den Händen des durch seine Bearbeitung des Puzger'schen Historischen Schulatlasses längst vorteilhaft bekannten Leipziger Historikers Alfred Baldamus, der selbst zwei Bände, den zweiten und den dritten, übernommen und durch Herbeiziehung anderer bewährter Fachmänner dafür gesorgt hat, daß jeder Gegenstand den geeignetsten Bearbeiter gefunden hat. Die allgemeine Einteilung des ungeheuern Stoffes in die Abschnitte Altertum, Mittelalter, Neuere Zeit, Neueste Zeit, auf die je ein Band entfällt, ist beibehalten worden, ebenso die Gliederung nach den Perioden der politischen Geschichte. Aber der Einfluß der modernen Auffassung zeigt sich darin, daß einerseits die Kulturentwicklung und das Zuständliche überall auf das eingehendste berücksichtigt, andererseits der Kreis der dargestellten Völker wesentlich erweitert worden ist und die orientalischen Völker mit umfaßt. Im ersten Bande (von E. Schwabe in Meissen) folgt demnach auf einen ganz neuen allgemein orientierenden Abschnitt (der prähistorische Mensch, Menschenrassen und Sprachen, Religions-, Staats- und Wirtschaftsformen) das erste Buch mit der Geschichte der morgenländischen Völker von den Chinesen bis zu den Persern in der hier natürlichen geographisch-ethnographischen Anordnung, dann in zwei Büchern die Darstellung der griechischen Welt und die römische Geschichte. Der zweite Band beginnt mit einer zusammenfassenden Übersicht über die beiden das Mittelalter beherrschenden Mächte, das Christen-